

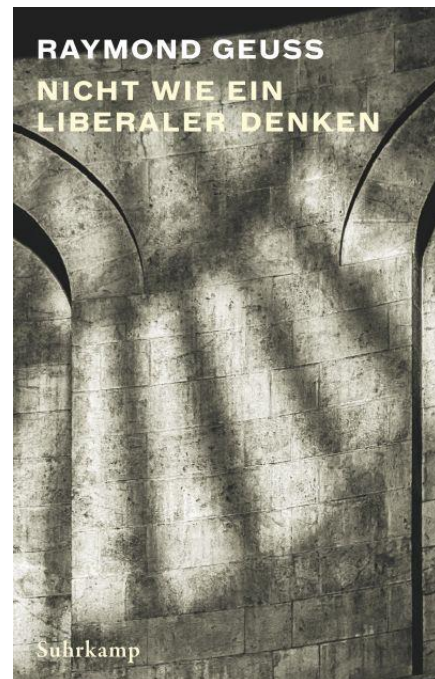


Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2024/1

Raymond Geuss: Nicht wie ein Liberaler denken.

Berlin: Suhrkamp Verlag, 2023, 267 S., ISBN 978-3-518-58798-0

Der britisch-amerikanische Philosoph Raymond Geuss gilt als einer der prägnantesten Kritiker des Liberalismus der Gegenwart. Große Teile seiner wissenschaftlichen Karriere, die er bis zu seiner Emeritierung an der Universität Cambridge in England verbrachte, widmete er dem Programm, den Liberalismus als schädliche Ideologie zu entlarven. Gefangen im Käfig des liberalen Vokabulars, das die Verknüpfung einer globalen kapitalistischen Wirtschaftsordnung mit einer repräsentativen Demokratie als Ende der Geschichte ausgibt und als legitime Grundlage festigt, befindet sich unser Denken seiner Auffassung nach in einer festgefahrenen Schleife. Der Liberalismus, der den politischen und philosophischen Mainstream dominiert, liefere den Herrschenden bloß ein Rechtfertigungsnarrativ für den *status quo*. In seinem neuesten Buch „Nicht wie ein Liberaler denken“ widmet er sich diesem Programm mit einem weiteren Angriff. Diesmal jedoch in einer ungewöhnlichen Form.



Geuss' aktuelles Buch ist nämlich keine wissenschaftliche Abhandlung über den Liberalismus, wie man es von ihm aufgrund seines *Œuvre* erwarten würde. Eher gleicht sein Buch autobiographischen Memorien, die mit philosophischer Reflexion angereichert werden. Sich dessen bewusst, betreibt Geuss effektives Erwartungsmanagement, wenn er in der Einleitung dem Leser vorausschickt, dass es sich bei diesem Buch „vielmehr um so etwas wie eine ethnographische Darstellung“ handle, die „eine bestimmte Nische in der Ökologie moderner Gesellschaften“ (S. 20) erkundet. Dies mildert in gewissem Maße auch die Ansprüche ab, die üblicherweise an ihn von einem Fachpublikum gestellt werden. Denn die Frage, die durch den Titel impliziert wird, beantwortet er auf eigentümliche Weise. Was genau Liberalismus sein soll, lernen wir nämlich gar nicht, auch nicht wie eine Alternative aussehen könnte. Können wir auch nicht, denn wie jede Ideologie lasse sich auch der Liberalismus nur vorläufig beschreiben. Niemals könne es eine formale Definition geben. Ähnlich wie das Christentum oder der Nationalismus besteht der Liberalismus für Geuss aus einem Ensemble von Ideen, Praktiken und Überzeugungen. Darunter zählt er Ideen wie das sich selbsttransparente Individuum, die Orientierung an Eigennutz sowie der Glaube an die Kraft der vernünftigen Deliberation. Diese Elemente des Liberalismus werden jedoch nur cursorisch abgehandelt. Auch eine Alternative zu diesem „liberale[n] Paket“ (S. 49) gibt Geuss dem Leser nicht an die Hand. Wer etwas anderes erwartet hat, wird enttäuscht.

Geuss Kritik bezieht sich jedoch nicht nur auf die Inhalte des Liberalismus, sondern zielt auch auf die liberale Denkungsart selbst ab. Sie besitze seiner Ansicht nach eine innewohnende Tendenz zum nüchternen „Beweisen“ und „Argumentieren“. Ein „Blick von Nirgendwo“ (S. 234), wie es liberale Theoretiker oft suggerieren, existiert für ihn nicht. Dieser Art des Philosophierens wirft er in Nietzscheanischer Manier einen Mangel an Rechtschaffenheit vor, da sie verkennt, wie eng verwoben unser Philosophieren mit unserer eigenen Geschichte ist. Wer dies leugne oder unterschlage, gibt sich einer Selbsttäuschung hin und betrügt schlimmstenfalls seine Leser. Was die politische Philosophie benötige, sei eine gesunde Portion an Machiavellistischem Realismus, die sie von der idealistischen Reißbrettvorstellung des Politischen löst. Für besonders verfehlt hält Geuss die „Fantasie“ eines „völlig souveränen Individuums“, dass er zu den Kernelementen des Liberalismus zählt (S. 28). Man sollte die Menschen so nehmen wie sie sind, das heißt mit ihren moralischen und kognitiven Schwächen und Unzulänglichkeiten. Geuss versucht deshalb nicht nur den Inhalt des liberalen Denkens zu kritisieren, sondern die Kritik wiederholt sich auf der Ebene des Nachdenkens über das Politische und seine Präsumtionen selbst.

Dies geschieht, indem wir uns mit Geuss auf eine autobiografische Spurensuche begeben, die zu Tage fördern soll, wieso er selbst kein Liberaler geworden ist. Die Suche beginnt in seiner Kindheit. Im Jahr 1959 wird der junge Geuss, der aus dem erzkatholischen Haushalt eines Stahlarbeiters und einer Sekretärin stammt, auf ein Internat in Philadelphia geschickt. Unter den Bedingungen des Amerikas des McCarthyismus und der Präsidentschaft Dwight D. Eisenhowers, versuchen ungarische Priester Geuss und seine Mitschüler vor den zwei weltlichen Höllen zu immunisieren: dem poststalinistischen Kommunismus mit seinen Panzern, dem sie entflohen waren, sowie dem sie umgebenden „geistlosen liberalen Kapitalismus“ (S. 2), der einer seelenlosen Wüste des *anything goes* gleichkam. Das Internat bildete so eine gegen die Außenwelt abgeschottete blühende Insel, auf der Geuss die Autoimmunkräfte entwickelte, um sowohl dem liberalen Zeitgeist als auch den autoritären Versuchungen des Realsozialismus zu widerstehen. Aufgefrischt wurden diese Kräfte, während er in New York bei Sidney Morgenbesser studierte und später in Heidelberg und Freiburg, wo er Adorno las. Dieser intellektuelle Werdegang ist nicht wiederholbar. Indem Geuss diesen Weg nachzeichnet, erinnert er uns daran, wie kontingent dieser war. Nichts an ihm war notwendig, er war aber auch nicht unmöglich. Die eigentümliche „Welt einer exilierten Habsburgischen Hochkultur“ (S. 46), in der er intellektuell reifte, ist unwiderruflich verloren. Eine Rückkehr oder gar ein Gang in seinen Spuren ist ausgeschlossen.

Das Bild, das Geuss in weiten Strecken seines Buches über den Liberalismus zeichnet, gleicht aber oft eher einer einem Strohmann. Dieser wird aufgebaut und eignet sich als Zielscheibe für seine Kritik. Er ist überzeugt, dass der Liberalismus als vorherrschende Ideologie „in einer zunehmend unmissverständlichen Weise gezeigt“ habe, dass er „für das menschliche Wohl bestenfalls irrelevant und schlimmstenfalls aktiv schädlich sei“ (S. 236). Irritierenderweise führt er als Beispiel für diese Diagnose die fortschreitende Überwachung durch amerikanische Geheimdienste und Unternehmen an. Dass aber gerade in der Tradition des Liberalismus die Ressourcen angelegt sind, die vor solchen Gefahren schützen können, nämlich individuelle Rechte auf Datensouveränität, taucht in seinem Denkhorizont gar nicht auf. Wie auch? Dann würde er sich der Sprache der Rechte bedienen. Dem liberalen Vokabular *par excellence* also. Geuss behandelt den Liberalismus jedoch wie ein Gift, das auch in kleinen Dosen bereits eine tödliche Wirkung entfaltet. Für den deutschen und europäischen Leser schießt die Kritik am Liberalismus deshalb oft am Ziel vorbei.

Bei aller berechtigten Kritik am Liberalismus und seinen blinden Flecken muss man doch konstatieren, dass er sich wandlungs- und anpassungsfähig gezeigt und auf akute Probleme sowohl theoretisch als auch in der Praxis reagiert hat. Die fortwährende Neo-Liberalisierung des Liberalismus ist seine große Stärke. Deshalb wird das Bild, das Geuss vom Liberalismus zeichnet, den vielfältigen zeitgenössischen Liberalismen nicht gerecht. Zudem wird unterschlagen, dass neben dem anglo-amerikanischen Liberalismus in seiner realgeschichtlichen Form auch eine Alternative auf dem alten Kontinent existiert, die

zwar auch von Krisen und Problemen heimgesucht wird, jedoch auch das Potential hat, diese mit einer Rückbesinnung auf die liberale Tradition zu begegnen. Die kontinentaleuropäischen Demokratien kommen mit einem hohen Maß an Sozialstaatlichkeit, Zugang zu einem Gesundheitswesen und Hochschulen, die vielen Bürger offenstehen, einem realen Liberalismus, den es zu verteidigen gilt, näher als das Bild, das dem Autor vorschwebt.

Sein persönlicher Wunsch, zur Schreibmaschine und Telefonzelle zurückzukehren, wirkt in diesem Kontext deshalb nicht nur komisch, sondern auch tragisch, angesichts der Herausforderungen, vor denen liberale Gesellschaften heute stehen. Auch wenn Geuss das Bewusstsein dafür hat, dass dieser Wunsch illusorisch ist. Der Tragik dieser unerfüllbaren Sehnsucht, in diese Zeit zurückzukehren, unterliegt ein großer Teil seines Buches. Seine desillusionierende Perspektive scheint der sie produzierenden Hoffnungslosigkeit nur mit Nostalgie zu begegnen. Was bleibt, ist deshalb ein Plädoyer zum nicht liberalen Denken, das sich von der Erinnerung an die Internatszeit nährt und eine gewisse Ratlosigkeit gegenüber zeitgenössischen Entwicklungen, die sich aus der bloßen Negation des liberalen Denkens speist. In diesem Sinne erweist sich Geuss als treuer Schüler Adornos. Seine Ausführungen sind keine Anleitung. Sie eignen sich nicht als Ratgeber. Was bleibt ist die Sehnsucht nach einem anderen Weg. Vielleicht wäre dieser Weg in einem selbstreflexiven liberalen Denken angelegt. Dann wäre das Problem nicht ein zu viel an liberalem Denken, sondern ein zu wenig. Vielleicht haben wir nur noch nicht konsequent liberal gedacht?

Berlin

Alexander Schwitteck



**ARCHIV DES
LIBERALISMUS**

Friedrich Naumann Stiftung
Für die Freiheit.

in Kooperation mit

r recensio.net